

Vier indische Skizzen

Autor(en): **Ludwig, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

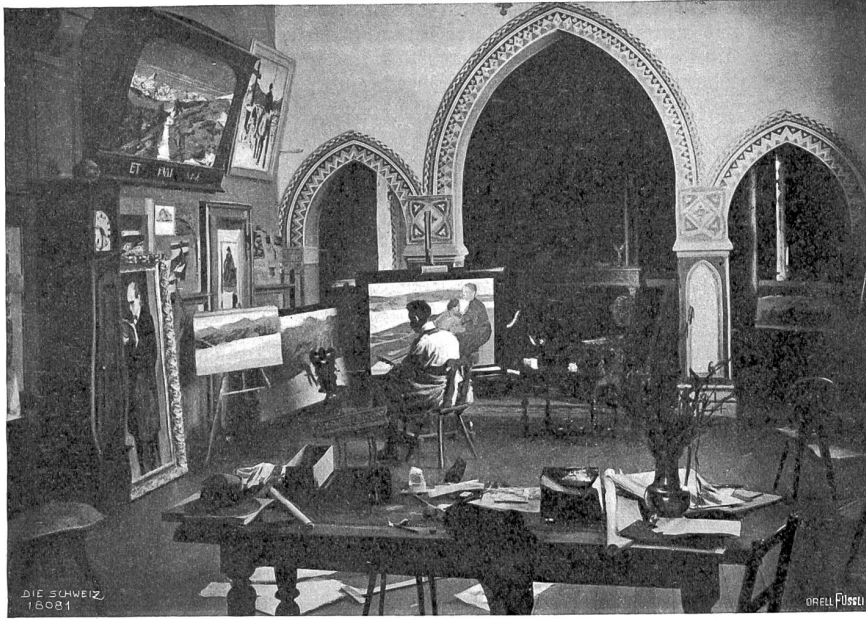
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Edmond Bille in seinem Atelier in Sierre.

Tod" (S. 463), ein Gemälde, das an der Internationalen Kunstausstellung in München 1909 großes Aufsehen erregte

weitere Entwicklung dieser wahr bietet.

und in den bedeutendsten Kunstzeitschriften seine Wiedergabe fand, „Pastorale“ (S. 473), das erst jüngsthin eine Zierde der Schweizer Sektion der Budapester Ausstellung bildete, „Der Sieger“ (s. Kunstbeilage), „Die Meinen“ (S. 472), wozu die erste Zürcher Kollektivausstellung des Künstlers im März dieses Jahres die farbensprühenden und sonnigen Pastellstudien vorführte. Als dann betrachte man seine zeichnerisch vollendeten, koloristisch ungemein frischen, höchst mannigfaltigen Studien in Del, Tempera, Aquarell und Pastell, sowie endlich die vielen prächtigen Beispiele im „Village“. In allem offenbart sich die gediegene, das Höchste erstrebende Künstlerschaft Billes in geradezu schlagender Weise. Das ist keine Alltagskunst, das ist die ernste und künstlerische und darum auch dauernde Sprache einer groß angelegten Persönlichkeit, deren starke und kraftstrotzende Willensnatur für die eigenartigen Kunst die beste Gewähr bietet.

Dr. S. Markus, Zürich.

Vier indische Skizzen.

Nachdruck verboten.

Aus dem Englischen, von Helene Ludwig, Bern

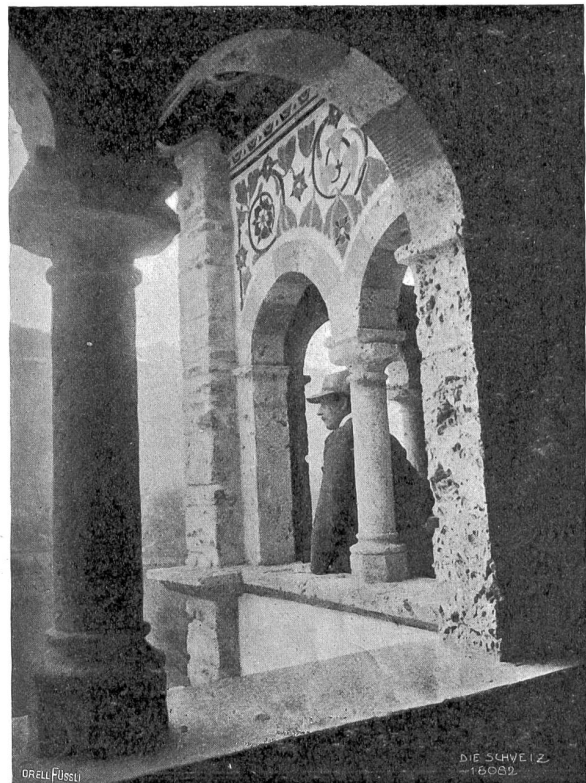
4. Eine tote Stadt.

Bidschapur — eine Stadt der Toten, am Zerfallen in der dünnen braunen Ebene, die sich in flacher Einförmigkeit neben der Linie des wolkenlosen Himmels dahinstreckt, fahl von der Nachmittagshitze...

Unzählige Dome, Ruinen einer entfernten Vergangenheit, erheben sich aus der braunen Erde, um den Ruheplatz der Könige von Bidschapur zu bezeichnen, einst der reichsten Stadt im Dekhan. Gräber und Moscheen sind überallhin zerstreut; aber Verfall und Verwüstung brütet über der Stadt, die still und verlassen daliegt, nur von heißer trockener Luft gefächelt und von der brennenden Sonne versengt. Die Atmosphäre zittert und tanzt über dem großen grauen Dome des Gol Gumbaz, dem Grab des Sultans Mahomed. Innerhalb der zerbröckelten Mauer der Zitadelle entblüht der „Palast der Freuden“, wo einst die Frauen des Harems lebten, seine zu Ruinen gewordenen Fassaden und scheint seines eigenen Namens zu spotten. Etwas weiter, einem Tennisplatz gegenüber, stehen noch immer die prächtigen Bogengänge dessen, was einst der „Himmelsche Palast“ genannt wurde.

Hier, wenn die Schatten der großen Bogen länger werden und die sengende Sonne sich gegen die dürstende Erde neigt, treffen sich die sechs weißen Einwohner der toten Stadt und spielen achtlos ihr Spiel. Jeden Abend am gleichen Ort, die gleiche Beschäftigung, die gleichen Menschen. Arme, an diesen öden Platz Verbannte. Worüber können sie sprechen, woran denken in ihrer engen beschränkten Umgebung? Monate, Jahre vergehen, Jugend und Gesundheit verfallen — für was, für wen?

Die Sonne ist am Untergehen und färbt den Himmel zartviolett und gold-rosa. Der köstlichste Moment des indischen Tages ist gekommen — das Zwiellicht der Dämmerstunde. Die Atmosphäre ist von weichen Tönen durchdrungen, so wohl-



Edmond Bille in der Loggia seines Ateliers.

tugend nach dem blendenden Glanz der Sonne. Die verlassene Stadt erscheint von einer seltsamen Schönheit, und neues, schwaches Leben beginnt zu pulseren, geboren von den Farben des Sonnenuntergangs. Die Türme und Ruinen zeichnen ihre Schattenrisse gegen den goldenen Himmel, während der sterbende Tag seinen letzten Glanz auf die verfallenen Mauern wirft. Ein paar Palmen heben sich schwarz und hager zwischen den Ruinen empor. Erdfarbene Kamele liegen ermüdet im Staube, und die Eingeborenen kauern unbeweglich vor ihren Lehmhütten und schauen mit leerem Blick in ein Nichts.

In dieser glühenden Dämmerstunde scheint sich der Geist von Tschand Bibi, der „edeln Königin“, in der Nähe der Orte herumzutreiben, wo sich ihre bunte Laufbahn abgespielt hat. Rhumba, die Tänzerin, kommt im Geiste zurück zu dem verfallenen, fünf Stockwerke hohen Turm, der für sie gebaut worden war, damit sie die entferntesten Vergnügungen in schönen, jetzt mit üppigem stacheligem Gesträuch überwachsenen Gärten betrachten könne. Der hohe Turm von Gol Gumbaz flüstert die Geschichte ihres tragischen Endes, als sie sich von der schwindelnden Höhe hinunterstürzte, um die Laune ihres Herrn und Gebieters zu befriedigen, dessen Ueberreste Seite an Seite mit den ihrigen unter der sich türmenden grünen Masse liegen...

Die weißen Verbannten haben ihr Spiel beendet und betrachten den rosafarbenen Himmel durch die gebrochenen Säulen des „Himmelischen Palastes“. Die Nacht fällt hernieder, ein heißes, purpurnes Bahrtuch; der Mond ist hoch oben am Himmel, beleuchtet mit seinem weichen Glanz die tote Stadt und wirft wunderbare, beinahe phosphoreszierende Lichter und Schatten auf die Türme, Minarette und zarten Steinlinien des Ibrahim Ranza. Er überflutet die prächtigen Säulenkolonnaden, die das Grab umgeben, und erleuchtet den großen Hof und die luftigen Zinnen, allen dem, was von Ibrahim Adil Shah übrig geblieben ist, seinen Tribut zahlend. Er verachtet es auch nicht, die Dörfer zu verherrlichen, wo vor

den Lehmhütten die in ihre Decken gehüllten Eingeborenen liegen, in ihrer Unbeweglichkeit an Leichname erinnernd, in seltsamer Uebereinstimmung mit der tödlichen Atmosphäre, die Tag und Nacht über der alten Stadt brütet...

Die Verbannten haben sich zerstreut. Jedes Paar ist allein. Wieder ist ein sengender Tag vorbei; aber ein anderer wird kommen, und endlose Tage folgen nah aufeinander wie die Wellen der See. Die weißen Diener des Kaiserreiches sehen sie in nie endender Einförmigkeit vorwärtsrollen, unvermeidlich, unerbittlich, und jede Welle entführt ein Stück ihrer Jugend und ihrer Gesundheit. Das Leben nimmt langsam ab wie die Flut. Fern am Horizont ist der schwache Hoffnungsschimmer von „Urlaub nach Hause“, dem Land, wo die Kinder sind. Bis das erreicht ist, gibt es keine Unterbrechung der Monotonie als etwa einen zeitweiligen kurzen Aufenthalt in einer größern Ansiedlung.

Die Wellen von Tagen, Monaten und Jahren rollen weiter und scheinen einen düstern Laut in die stille Nacht zu entsenden. Unklare Visionen von Licht, Musik und Leuten steigen empor, und das entfernte Brausen und Pochen einer großen Metropole scheint aus dem Dunkel zu widerhallen. Weit entfernt pulsiert das Leben mit seinem wirbelnden vielfältigen Reiz — ein großes Rad, das einige in die Höhe bringt, andere unter seinem knirschenden Gewicht zermalmt. Die Vision verschwindet, ausgelöscht durch die Nacht und ihre drückende Hitze.

O, die Dede der toten Vergangenheit, der noch zu erwartenden, sengenden Tage! Der Mann hat seine Arbeit, seine Verantwortung; aber die Frau, die von den Kindern zu Hause getrennt ist? Sie hat nur ihren Mann. O, das entsetzliche Los zweier nicht zusammenpassender Geschöpfe, die das Hassen gelernt haben in dieser verlassenen Stadt der Toten!

Die Nacht ist von einer bedrückenden Stille, und nur in der Entfernung hört man das gezogene Geheul der Schakale. Aber einige hören vielleicht das Anarren des Lebensrades, wie es sich ohne Aufhören herumdreht...

Herbst

Er brauset über die Wiesen dort
Und segt mit hundert Besen
Das letzte Blatt und Blümchen fort,
Das unsre Freud' gewesen.

Schwarz eine Handvoll Wolken wirft
Er nach den Sonnenstrahlen,
Im Acker tief er Furchen schürft
Und lacht des Baumes Qualen.

Nun ist mein Garten rein und leer:
Gut ist das Werk gelungen!
Komm, Winter, nun mit Heulen her!
Das Singen ist verklungen...

Chekla von Muralt, Wallisellen.

Spätherbst

O diese nebelfeuchten grauverhangnen Tage,
Dies sonnenlose Scheiden der Natur!
O dieser Winde bange Totenklage,
Dies wehmutvolle Trauern über Hain und Flur!

Mein liebewarmes Herz durchzittert ahnend Leid:
Bald bringt auch ihm ein herbstlich Wehen
Des Alters sonnenverlass'ne Einsamkeit...
Und wo wird ihm dereinst ein Frühlingsaufstehn?

Martha Müller, Harau.

Fallende Blätter

Welke Blätter löst der Wind
Leicht vom schwanken Zweige,
Wirbelt sie in buntem Tanz
Hin zu rascher Neige.

Taumelnd löst sich nach und nach,
Was sein Spiel verschonet
Und im luft'gen Wipfel hoch
Einsam noch gewohnet.

Legt als bunter welker Kranz
Zu des Baumes Füßen,
Einst der Krone reicher Schmuck,
Sich wie letztes Grüßen.

Weil der Herbst die Blätter nahm,
Löst euch auch, ihr Lieder,
Sinkt nun mit dem welken Laub
Sacht zur Erde nieder...

Helene Mende, Bern.